



Staats- und
Universitätsbibliothek
Bremen

Staats- und Universitätsbibliothek Bremen

DFG Projekt Die Grenzboten

Die Grenzboten

Berlin u.a., 1841 - 1922

Schiele, Georg: Von einer Weltreise

urn:nbn:de:gbv:46:1-908

zur innern Einheit durchgekämpft hat und uns zur idealen Höhe emporführt, wo das Verworfene schwindet und sich in Harmonie auflöst. Dann werden auch seine Beziehungen zum Abbate Monti wieder aufleben, der zu ihm mit Bewunderung aufsaß und die Anregungen, die er ihm verdankte, offen und ehrlich bekannt hat.



Don einer Weltreise

3. Die Psychologie des Tropenkollers



ieses Herrentum unter den Farbigen hat für jeden Weißen etwas Berauschendes an sich. Diese Macht, die nicht durch Geld gekauft, nicht durch Gewalt erzwungen worden ist, sondern jedem, der aus den engen Verhältnissen Europas kommt, jedem siebenjährigen Kaufmannsjüngling, der vielleicht bisher nur gehorcht und nie befohlen hat, zufällt, als ein Vorrecht des Blutes und der Abstammung der geringwertigern Rasse gegenüber, schürt in jeder Brust ein Hochgefühl, das Entbehrungen, Gefahren, Siechtum und früher Tod, die feindlichen Mächte in den Tropen, nicht herabstimmen. Es soll der Zauber der Geschichten des Dichters Rudyard Kipling sein, daß er den Hochgenuß dieses Herren- und Erobererlebens des Weißen in allen Erdteilen mit der Poesie der Gefahr, der natürlichen Roheit und Ursprünglichkeit zu schildern weiß. Denn auch der geringste englische Soldat ebenso wie der einfachste Matrose unsrer Handelsschiffe nimmt an diesem Herrentum der Weißen voll Anteil.

Es ist die ungebändigte Willenskraft, die hier besungen wird. Es giebt heute Dichter und Verherrlicher der Willenskraft, wie es früher Dichter der Liebe gab. Kein schöneres Gewächs wächst auf Erden, als ein hoher, starker Wille. Kraft haben, einen ganzen Willen lang zu wollen. Diese Worte sind von Nietzsche.

Wenn etwa heute ein hochgelehrter, vornehmer, feinfühlig, weichmütiger Sinder die Poesie Nietzsches kennen lernen würde, etwa wie er die ferne, schöne Zeit besingt, wo ein Volk noch den Mut hatte, über ein andres Volk Herr sein zu wollen, oder wenn er seine Lehre von der Herrenmoral kennen lernte, zumal in ihrer Verballhornisierung und Popularisierung, würde er ausrufen: Diese blonde Bestie, dieses lachende, thatenfrohe Barbarenvolk, das jede alte Kultur über den Haufen rennt, diese Herrenmenschen, die kein Recht außer ihrem Willen kennen, sie sind nicht ein Zukunftsbild, wie der Dichter meint, sondern wir Sinder kennen sie. Seit hundert Jahren sind sie unsre Herren, und wir die Opfer ihres Übermuts, der sich mit seiner Eroberungslust jenseits von Gut und Böse glaubt. Dieser Dichter giebt nur Stimme den Thaten seiner Zeit.

Alle farbigen Völker könnten diesem Sinder zustimmen. Denn überall sind sie die Beute der Herrschsucht der Weißen, die ihre Grenze bisher nicht am menschlichen Widerstand, sondern nur an dem Widerstand der Elemente

der klimatischen Verhältnisse, der Ausdehnung wegeloser Erdteile und ihrem eignen gegenseitigen Reide findet. In Pflanzungskolonien läßt der Weiße den Farbigen für sich arbeiten, in Handlungskolonien zwingt er ihm die Gesetze seines Handels auf. Manche Völker zwingt er, ihre Häfen ihm zu öffnen, mit ihm zu handeln, sich Eisenbahnen bauen zu lassen, wenn sie es auch gar nicht wünschen, und zwingt sie, Volksgifte wie Opium und Schnaps einzulassen, die sie gerade ausschließen möchten. Also auch den friedlichen Handel treibt er mit der Waffe in der Hand. Wo er den Staat selbst in seine Gewalt genommen hat, wie in Indien, da verbraucht er die öffentlichen Einkünfte nach eigner Erobererrecht. Und wo die Eingebornen sich das Joch auf keine Art überwerfen lassen wollen, da rottet er sie aus, wie die Indianer in Amerika, und wenn sie auch einen ganz andern Erdteil bewohnten.

Man würde mich falsch verstehn, wenn man meinte, ich wollte diese Eroberungswut unsrer Rasse anklagen. Die Schwäche der farbigen Völker rechtfertigt vielleicht nicht die Herrschaft der weißen, aber sie macht sie unvermeidlich. Unsere Pflicht ist nur, daß die Herrschaft der Weißen gerecht und menschlich sei. Wenn das Herrengefühl einen Europäer allzuehr berauscht und ihn zu Thaten hinreißt, die nicht zu billigen sind, so nennt man das Tropenkoller. Der Tropenkoller hat nichts zu thun mit krankmachenden Wirkungen des Klimas, Sonnenstich und ähnlichen physisch entstandnen Zuständen der Unzurechnungsfähigkeit, sondern ist eine Art Cäsarenwahnsinn, der katastrophenartige Ausbruch eines starken Willens, der keine Schranken mehr sieht. Es muß ja auf manche, zumal junge Gemüther demoralisierend einwirken, wenn sie menschliche Wesen unter sich sehen, die durch ihre Schwäche zur Knechtung immer wieder auffordern. Junge Offiziere haben doch schon zu Hause gelernt, Menschen zu befehlen und die Würde des Befehlenden zu wahren. Junge Kaufleute aber werden durch keinerlei Zwang angehalten, die Selbstzucht des Befehlenden zu lernen. Besonders aber im Innern Afrikas, als einziger Befehlshaber, von dessen Leben hundert andre Leben abhängen, kann ein Mann zu der Überzeugung einer Herrschaft über Leben und Tod, die niemand verantwortlich ist, und zu solchen Thaten, wie Peters, kommen. Man sagt, daß man sogar den Missionaren eine Art chronischen Tropenkolle anmerkt, nämlich einen Hochmut, der, außer Verkehr mit seinesgleichen gesetzt, jede Unsicherheit und Bescheidenheit verlernt hat. Ich spreche das nicht aus eigener Erfahrung. Wie sehr aber der Neger selbst schuld ist an dem Hochmut der Weißen, indem er gar nicht anders kann, als dem Weißen das Herrenrecht über sein armseliges Leben entgegentragen, kann ich wieder mit einer kleinen Geschichte beweisen.

Auf der Reise um Afrika hatten wir als Passagiere ein paar Duzend Neger an Bord, die man als Arbeiter nach dem Kongo geworben hatte, und nachdem sie ausgedient hatten, nun nach ihrer Heimat Abessinien und Somaliland oder vielmehr nur nach dem Hafen Aden zurückschaffen ließ. Viele von ihnen waren in dem ungewohnten feuchten Klima erkrankt. Einer hatte Bauchwassersucht und mußte mehrere male von mir operiert werden. Nach der Operation sollte immer einer seiner Landsleute ihn pflegen. Als das zum

erstermal geschehn sollte, hatte ich den Führer der Neger, einen Araber, beauftragt, einen Mann zu stellen. Er antwortete aber: Doktor, du mußt das selbst thun, die Abessinier wollen nicht, sie sind Hunde. Ich ließ also die Landsleute des Operierten antreten und fragte, wer den Kranken pflegen wollte. Sie erklärten alle: Ich nicht, ich nicht, wir sind alle selber krank. Es blieb also nur übrig, einen auszuwählen, und zwar nahm ich, um ihnen nicht zu viel zuzumuten, täglich einen andern, den ich folgendermaßen in seine Pflichten einweihte. Erst bekam er vor versammelter Front zwei Ohrfeigen, dann wurde er vor das Lager des Kranken geführt und erhielt in dessen Gegenwart wieder zwei Ohrfeigen, und da er nach einigen Stunden gewöhnlich ausgerissen war, so holte ich ihn zurück und gab ihm nochmals zwei. Diese Verständigung hatte auch den Vorteil, daß ich keine Dolmetscherhilfe brauchte. Noch nach vielen Tagen war diese Einrichtung unentbehrlich. Jeder wußte, was er zu thun hatte, wenn ich ihn morgens aussuchte. Aber keiner übernahm das Amt ohne feierliche Einführung. Erst nach sechs wirklichen Ohrfeigen, die sie ohne bedeutende Gegenwehr annahmen, waren sie der Überzeugung, daß der Bana Doktor es auch diesesmal wieder ernst meine.

4. Freiheit oder Hörigkeit der Neger

Wir sind kraft unsrer Religion der Überzeugung, daß alle Menschen gleich sind, und daß wir nicht das Recht haben, unsersgleichen zu unsern Sklaven zu machen. Je näher man aber den Dingen in der Wirklichkeit tritt, um so mehr muß man auch an diesen Satz allerlei Ubers hängen. In irgendwelcher Form entsteht die Knechtschaft des Negers immer wieder von neuem. Daran ist die Schwäche des Negers noch mehr schuld, als der Übermut der Weißen. Die Neger sind thatsächlich dem Weißen nicht gleich. Sie verhalten sich zu ihm, wie ein fünfzehnjähriger Knabe zu einem Erwachsenen. Ein Knabe hat bei uns auch nicht alle Rechte eines Erwachsenen. Er wird nicht zum Eid zugelassen, er hat nicht freie Vermögensverfügung, darf nicht frei heiraten, er kann zur Arbeit in die Lehre ausgethan werden, vom Vater und vom Meister geschlagen werden, von Gerichts wegen in Zwangserziehung genommen werden, wenn er arbeitsscheu ist, er kann aber auch vom Gericht gegen den Mißbrauch der elterlichen Gewalt geschützt werden. Auch der Eid eines Negers kann vor Gericht nicht gleich dem eines Weißen gelten. Diese Fiktion besteht allerdings bei den Gerichten der englischen Kolonien, weil sie von der öffentlichen Meinung des Heimatlandes erzwungen wird. Aber in der Ausübung ist sie unmöglich. Wenn ein Weißer schwört, so wird es ein Eid oder ein Meineid, wenn aber ein Neger schwört, so wird es unter zehn Fällen neunmal ein Falscheid. Denn ein Neger kennt nicht von Jugend auf und durch jahrtausendelange Tradition die Heiligkeit des Eides. Daran können auch ein paar Jahre Christenlehre nicht gleich etwas ändern.

Auch ob es für die Neger einen Arbeitszwang geben soll, darf wohl erwogen werden. Ein Neger hat nicht den zehnten Teil der Bedürfnisse, die unsre Arbeiter haben. Er braucht kein festes Haus, keine Heizung, keine warme

Kleidung für den Winter, keine kräftige und teure Fleischnahrung. Der hohe Gewinn, der im Tropenhandel gemacht wird, erlaubt es in den tropischen Küstenstädten, beim Lösen und Laden der Schiffe ziemlich hohe Löhne zu zahlen, und der Arbeitermangel zwingt dazu. So kommt es, daß der Neger, wenn ich mich recht erinnere, eine Mark täglich bequem verdient. Diese eine Mark deckt ihm die Bedürfnisse einer ganzen Woche. Er braucht also nur ab und zu zu arbeiten, daß er reichlich versorgt ist. Das überflüssige Geld giebt er in Puß aus oder, was schlimmer ist, in Schnaps, den er teuer bezahlt. Daher der lukrative Schnapshandel. Er bringt wieder ein, was in Arbeitslöhnen zu viel ausgegeben ist.

Hiernach ist doch wahrscheinlich, daß ein gewisser Arbeitszwang sehr nützlich wäre. Er würde die Arbeit billig und den Schnapsverkehr unmöglich machen, und dem Schwarzen nicht so viel Geld in den Schoß werfen, womit er nichts anzufangen weiß. Durch die Hüttensteuer in unsern Kolonien wird auf Umwegen ein Arbeitszwang ausgeübt. Ich würde aber auch einen offenen Arbeitszwang, eine Art Hörigkeit für gerechtfertigt halten. Es ist noch nicht hundert Jahre her, daß von unserm Landvolk Zwangsgefindebienst und Fronen verlangt wurden. Die Hausflaverei in dem ehemals muhammedanischen Ostafrika, die jetzt abgeschafft werden soll, ist eine solche Hörigkeit, das notwendige Zubehör einer noch halb feudalen Gesellschaftsverfassung. Wisßmann will allgemeine Dienstpflicht der Eingebornen, weniger zur Verteidigung des Landes, als zu Wegebauten, Urbarmachung, Ackerbauversuchen. Morgen hält es auch für wünschenswert, daß den Negern eine Arbeitspflicht aufgelegt wird, weil der leichte Verdienst sie sonst geradezu zur Faulheit erzieht, und Stöcker hat neulich im Reichstage gesagt: Wenn man wählen soll zwischen Schnaps und Sklaverei, so ist Sklaverei besser für den Neger. Der Schnaps ist nun gerade die fast unvermeidliche Folge eines freien Arbeitsverhältnisses bei hohen Löhnen für den Neger. Wenn aus unsern Kolonien mehr werden soll, als ein wildes Stückchen Afrika, worin einige Kaufleute Küstenhandel treiben, wenn aus ihnen Kulturländer werden sollen, wie Indien und China, so heißt es arbeiten; denn alle Kultur entsteht nur durch Arbeit. Wenn nun gearbeitet werden muß, so muß der Neger arbeiten lernen; denn die Weißen können dort nicht alle Arbeit leisten und werden immer nur seltne Gäste in jenen Ländern sein. Wenn der Neger arbeiten soll, so genügt es nicht, daß man ihn bekehrt und tauft und ihn dann mit allen persönlichen Freiheiten beschenkt, die wir unsersgleichen bis vor hundert Jahren vorenthalten haben. Zur Arbeit gehört nun einmal Zwang, entweder der Zwang drohender Entbehrungen, wodurch die nordischen Völker zur Arbeit erzogen sind, und wodurch alle Kulturvölker bei der Arbeit erhalten werden, oder der Zwang der Gesetze und Strafen, wie beim Schuljungen, so beim Neger. Sonst werden die Segnungen unsrer christlichen Kultur für den Neger unfruchtbar bleiben, wie es bisher seit Jahrhunderten die Berührung mit jedem Kulturvolk für die Neger in ihrer Heimat wenigstens gewesen ist. Die Arbeitsverfassung soll zugleich auch eine Schutzverfassung für die Farbigen sein und soll den besten auch Stellungen einräumen, die sie den Weißen nahe stellen. Die Christenlehre allein aber ist wohl ein zweifel-

haftes Geschenk an die Neger. Darin denke ich wie der Afrikaner Passarge (Buch über Adamaua). Wenn aber die Missionare anders denken, so liegt es vielleicht nur daran, daß sie den Tropeneuropäern Rechte über die Person der Neger nicht gönnen oder nicht anvertrauen zu dürfen meinen. Sie fürchten vielleicht mit Recht, daß Übermut und kurzsichtiges Geschäftsinteresse aus der Erziehung nur Ausbeutung machen würde.

Georg Schiele



Heimkehr

Von Marthe Renate Fischer

(Schluß)



Die Sonne war untergegangen, als sie das Thal erreichten, ihre Feuerzeichen waren über den Himmel ausgestreut; mit zartem Gelb tauchten sie in den Wollenballen auf und dunkelten bald zu lohendem Rot, als stehe der Himmel in Flammen.

Der alte Scheckg blieb stehn. Weißt denn du, was hier passiert ist?

Jahn nickte.

Hier warst, wo du ins Wasser gestürzt bist. Das ist eine lehrreiche Stelle für mich. Hier geh ich kaum ein paarmal vorüber, dann bleib ich stehn und betrachte mir die Stelle und simpelriere, was da alles hätte passieren können. Er wies hinüber. Sie standen doch noch ein wenig höher und sahen das Wasser der Saale wie von Millionen kleiner Wellchen bedeckt; denn der Wind blies dem Lauf entgegen und kräufelte die Oberfläche.

Adam Jahn kam nun auch zum Sprechen. Das freut mich doch, sagte er, daß ich dich hab angetroffen. Du bringen mir unsre alte Sache ins Gleiche und machen einen Strich durch. Wir sind in den Jahren, wo wir keine Feindschaft weiter haben dürfen. Und wegen was? he! Wir sind nicht viel wert gewesen, du nicht, und ich auch nicht. Wer hat denn mich geheißt, daß ich meine Augen auf dem Rücken habe? Die hat ma vorne im Gesichte, daß ma sieht, wo ma hin-springt.

Sie standen nebeneinander, sahen auf das Wasser, auf die Wiesen, auf den stolzen Bergzug gegenüber, auf die Ortschaften am Saalelauf; sie zählten deren vier, zwei stromauf und zwei stromab, immer zwei und zwei einander gegenüber an beiden Seiten des Flusses.

Adam Jahn fing von neuem an: Ich hab erzählen hörn, daß du in gutem Ansehen bist, und daß dir's auch sonst gut geht. Ich hab euch ja auch gesehen auf der Hochzeit — und du hast mir's auch gesagt. Das freut mich wirklich! auch nicht bloß dir halben, auch deiner Frau halben. Ich hab viel an die gedacht.

Der alte Scheckg schwieg.

Na — — sagte Jahn, und dann schwieg auch er.

Der alte Scheckg wischte mit seiner großen Hand über sein Gesicht, daß es ganz darunter verschwand. Ein Seufzer löste sich ihm. Zuerst — — Er schwieg wieder.

Jahn wartete.

Man zieht nicht so leichte seinen alten Adam aus, wie man sich denkt, wenn man seine Vorsätze thut fassen. Ist ein schweres Stück Arbeit, man gewöhnt sich anders, als wie mans im Tempermente hat. Ich bin auch unterlegen. Ich hatte das noch in den Knochen mit der Stöberei, und nu hingegen mußte ich den ganzen

Grenzboten IV 1902

34